

Tilli Schulze
Lorna Collier

.. Das
MÄDCHEN,
das von Freiheit
träumte

atb



besten Freunde; ihre Brüder unternahmen viel mit meinen Brüdern, und Paula war mit Klaras älteren Schwestern Trudi und Marie befreundet. Auch unsere Mütter standen sich sehr nahe. Klara und ich hatten am selben Tag Geburtstag, aber sie war zwei Jahre älter als ich. Sie musste öfter zu Hause helfen und hatte nicht so viel Zeit, wie ich es mir gewünscht hätte. Aber wann immer wir konnten, spielten wir Hüpfkästchen im Hof oder pflückten im Herbst die halbverwelkten Blumen von den braunen Stängeln.

Manchmal blieb ich zum Abendessen. Weil die Oleniczaks aus Polen kamen, gab es bei ihnen andere Gerichte als bei uns zu Hause, zum Beispiel Fruchtsuppe mit Klößen. Ich war gern bei Klaras Familie, nicht nur wegen des Essens. Es war eine willkommene Abwechslung, Zeit mit diesen sanftmütigen, ruhigen Menschen zu verbringen. In Klaras Familie wurde nie jemand laut, während bei mir zu Hause immer irgendwer – meist mein Vater – herumbrüllte, was mich verunsicherte und verstörte.

Eines Tages kurz nach Kriegsbeginn kam ein Wehrmachtsoffizier zu uns. Er trug eine Uniform und hatte ein offizielles Dokument dabei – einen Einberufungsbescheid für Wilhelm, dem nur zwei Tage Zeit blieben, sich zur Grundausbildung im knapp fünfzig Kilometer entfernten Rostock zu melden. Danach konnte er überallhin versetzt werden, wo die Armee ihn haben wollte.

Ich verstand anfangs nicht einmal, was »Einberufung« bedeutete. Als meine Brüder es mir erklärten, kam mir das Ganze schrecklich ungerecht vor: Wie konnte man einen Menschen dazu zwingen, Soldat zu werden und mit einem Gewehr auf andere Menschen zu schießen und sich der Gefahr auszusetzen, selbst erschossen zu werden, wenn er doch eigentlich nur Weizen säen und Kartoffeln ernten wollte? Als ich meinen Brüdern das sagte, lachten sie mich aus.

Wilhelm selbst sprach mit uns kaum darüber. Er war noch stiller als

sonst, beklagte sich aber nicht oder schrie herum - anders als mein Vater, der natürlich wieder lautstark gegen Hitler wetterte, während meine Mutter versuchte, ihn zu beschwichtigen. Sie war an diesen beiden Tagen besonders nett zu Wilhelm. Sie erklärte uns, Wilhelms Eltern wohnten zu weit weg und könnten sich nicht persönlich von ihrem Sohn verabschieden.

An dem Tag, als Wilhelm abreisen musste, brachten wir ihn zusammen mit den Oleniczaks zu Fuß zum Bahnhof. Nachbarn traten ans Fenster oder in den Hof und riefen ihm etwas zu, wenn wir an ihnen vorbeikamen. Mehrere Leute rannten sogar zu ihm, umarmten ihn und wünschten ihm viel Glück.

Wilhelm wirkte überrascht über den warmherzigen Abschied. Einmal sah ich, wie er sich verstohlen mit dem Hemdsärmel über die Augen wischte. Er schenkte allen die Andeutung eines Lächelns und winkte unbeholfen.

Auf halbem Weg zum Bahnhof rannte ich zu Wilhelm und nahm seine große, raue Hand. Ich war überrascht, wie kalt sie sich anfühlte. Er sah mich ausdruckslos an, als wäre er schon ganz woanders, und einen kurzen Augenblick spürte ich seine Angst. Dann zwinkerte er mir zu und war wieder ganz der Alte. Er hob mich auf seine muskulösen, breiten Schultern, ich legte den Kopf auf sein lockiges blondes Haar, das schwach nach Laugenseife und Stroh roch, und ließ mich den restlichen Weg von ihm tragen. Am Bahnhof setzte Wilhelm mich wieder ab, und wir warteten alle zusammen mit ihm am Bahnsteig auf den Zug.

»Gott hält seine schützende Hand über dich«, flüsterte meine Mutter Wilhelm zu.

»Ich weiß, Frau Horn«, flüsterte er zurück. »Vielen Dank.«

Mir wurde erst jetzt richtig bewusst, dass er tatsächlich wegfahren würde, an einen schrecklichen Ort namens Krieg, und ich bekam große

Angst.

Dann war der große, bedrohliche Zug auch schon da. Unter gewaltigem Getöse fuhr er in den Bahnhof ein und kam, quietschend und Rauch speiend, zum Stehen. Wir drängten uns um Wilhelm. Er umarmte uns zum Abschied, dann zog er sanft an einem meiner Zöpfe und lächelte mich mit traurigen Augen an.

»Sei schön brav, Tilli«, sagte er. »Ich komme bald wieder zurück.«

Ehe ich mich versah, hatte er sich umgedreht und war eingestiegen. Sekunden später tauchte er an einem der hinteren Fenster auf und winkte.

Ein Pfiff ertönte; der Zug fuhr an, glitt durch die Landschaft wie ein dunkler Baumstamm, der einen silbergrünen Fluss hinuntertrieb. Wir sahen ihm nach, bis er hinter einer Reihe von Feldern verschwand.

»Lieber Gott, bitte gib auf Wilhelm acht«, sagte meine Mutter.

»Mach, dass ihm nichts zustößt.«

»Amen«, sagte Klaras Mutter.

Dann gingen wir nach Hause. Auf der Straße war es still. Das gezwungene Lächeln, das die Erwachsenen aufgesetzt hatten, um Wilhelm zu schonen, war verschwunden, und man konnte sehen, wie bestürzt sie eigentlich waren. Besonders meine Mutter.

In den nächsten Monaten wurden noch mehr junge Männer aus dem Dorf eingezogen. Klaras Brüder mussten alle drei am selben Tag fort, und es war schrecklich. Auch die beste Freundin meiner Mutter, Anna Theis, die vierzehn Kinder hatte, musste drei ihrer Söhne ziehen lassen.

Weil so viele Männer gehen mussten, war es inzwischen fast zu etwas Alltäglichem geworden. Die Dorfbewohner eilten nicht mehr nach draußen, um sich von ihnen zu verabschieden oder ihnen gute Wünsche zuzurufen, wie sie es bei Wilhelm getan hatten. Alle trösteten sich mit der Vorstellung, dass die eingezogenen Männer bald unversehrt nach Hause zurückkehren würden. Deutschland schlug sich bisher

hervorragend, das wusste jeder. Der Krieg würde im Handumdrehen vorbei sein, und dann würden wir endlich wieder ein normales Leben führen.

3

Herbst - Winter 1939

Weihnachten war immer meine liebste Zeit im Jahr gewesen, vom Advent über den Sankt-Nikolaus-Tag bis hin zu den Weihnachtsfeiertagen selbst. Aber nach Kriegsbeginn war Weihnachten nicht mehr so wie früher. Bei all den vertrauten, geliebten Ritualen spürte man eine unterschwellige Traurigkeit und die Abwesenheit der Männer im Dorf.

Trotzdem pflegten wir unbeirrt unsere Weihnachtsbräuche. Paula und ich sammelten draußen Tannenzweige, die meine Mutter zu einem Adventskranz für den Esstisch band. Der ausgebleichene Adventskalender wurde hervorgeholt und in der Küche an die Wand gehängt, und ich durfte jeden Tag eines der kleinen Papptürchen öffnen, hinter denen sich Bilder verbargen - ein Glöckchen, ein Stern, einer der Heiligen Drei Könige -, während wir die Tage bis Weihnachten zählten.

Am 6. Dezember stellte ich meine geputzten Stiefel vorsichtig auf den matschigen Boden vor die Küchentür und hoffte, dass es nicht regnete und dass der Nikolaus der Meinung wäre, ich hätte eine Belohnung verdient.

Ich versuchte, nachts so lange wie möglich wach zu bleiben und darauf zu lauschen, wann der Nikolaus kam, aber irgendwann schlief ich doch ein, und dann war es plötzlich Morgen. Ich rannte im Nachthemd nach unten, öffnete die Tür, durch die mir ein Schwall eisiger Luft entgegenschlug, und holte meine kalten Lederstiefel ins Haus, in denen ich noch warme Plätzchen fand, Vögel mit gespreizten Flügeln. Ich lächelte. Der Nikolaus wusste, dass ich brav gewesen war.

Einige Soldaten bekamen an Weihnachten Fronturlaub, aber Wilhelm